Die Hallerkows.

Roman von Horst Bodemer.

(25. Fortsetzung.)

„So, ich danke sehr — und soll ich heute abend kommen?"

„Bitte... Um acht... Und wir kennen uns noch nicht!... Ich hoffe, Baron, wenn alles zu Ihrer Zufriedenheit geregelt ist, werden Sie ein menschliches Rühren verspüren mit einer Frau, der es an der Wiege wahrlich nicht gesungen worden ist, sich auf solche Weise ihr Geld zu verdienen!"

Rasch drehte sich Frau Prahmsringk um und ging davon.

Ralstow schob den Hut aufs linke Ohr, stemmte die Fäuste in die Seite, sah ihr nach und sagte vor sich hin:

„Eigentlich kann einem die Frau leid tun."

Bei Hallerkows herrschte große Freude. Nur der Hausherr war knietschig geblieben. Ihm ging dies alles viel zu rasch! Gestern mittag war der Detektiv Schwertfeger schon dagewesen, hatte ihm in Gegenwart der rundlichen Frau Christine einen langen Vortrag gehalten über prompte Erledigung von Aufträgen in einer reellen Auskunftei. Und da es sich um eine Liebesangelegenheit gehandelt habe, sei es doch seine Pflicht gewesen, mit größtmöglicher Beschleunigung zu arbeiten, denn als langjähriger Inhaber einer Auskunftei wisse er ganz genau, daß bei verliebten Leutchen die nötigen Unterlagen gar nicht rasch genug herbeigeschafft werden könnten. Denn, wenn er aus der Schule plaudern wolle — das dürfte er aber nicht für alle Güter dieser Welt — könne er schöne Geschichten erzählen. Ein „bleibender Nachteil" sei öfter zurückgeblieben, als man in seinen kühnsten Träumen sich vorstellen könne. Das läge nun einmal an der Großstadt mit ihren vielen Gelegenheiten sich — hm ja — an dritten Orten zu treffen. Es käme auch noch hinzu, daß er in ständiger Geschäftsbeziehung mit dem Stammtischfreund des Herrn Hallerkow, dem Baumeister, stände, und daß er bei schneller und gewissenhafter Bedienung hoffe, auch künftighin mit diesem Hause weiterarbeiten zu können, denn es sei doch immer gut, über jeden neu einziehenden Mieter Erkundigungen einzuziehen. Da spare man sich manche Enttäuschungen!

Frau Hallerkow hatte sehr heftig bejahend genickt, denn zweimal, Gott sei Dank nur mit Mietern in ihren Gartenhäusern, waren sie gründlich reingefallen.

Und dann hatte Herr Schwertfeger seine Auskünfte ausgepackt, die recht „zufriedenstellend" ausgefallen waren.

Kaum war er, dreißig Mark für seine „Bemühungen" in der Tasche, wieder abgezogen, hatte ein Sturm auf Paul Hallerkow eingesetzt, daß dem ein paarmal der Atem ausgegangen war.

„Acht Tage hab' ick jesagt — acht Tage!"

Aber alles Sichwehren half ihm nichts! Was nun das Warten noch für einen Sinn habe?... Und mitten in diesem Sturm war Frau von Prahmsringk gekommen, hatte lachend ein Telegramm ihrer guten Resl auf den Tisch gelegt und gesagt:

„Da haben Sie es! Ich hab's Ihnen gleich gesagt, meine Herzensresl tut, was ich ihr rate — wenn sie auch noch einen Vorbehalt macht. Lesen Sie, das Telegramm ist aus Innsbruck."

„Tausend Dank. Komme Mitte September. Will selbst abschließen. Freu mich, in Deiner Nähe zu wohnen. Viele Küsse.

Resl."

„Das müssen wir feiern! Morgen abend bei wir! Sagen Sie: Ja! Bitte!"

Anne war ein Schlauberger gewesen. Sie war Frau von Prahmsringk zum Herzzerbrechen schluchzend um den Hals gefallen und hatte ihr ihr Leid geklagt.

„Trotz der guten Auskünfte will Vater immer noch nicht ja und Amen sagen!"

Da hatte die Kupplerin um die Auskünfte gebeten, „falls es nicht indiskret sei," hatte die Lorgnette vor die Augen gehalten und gelesen, was sie kaum drei Stunden vorher dem Detektiv in die Feder diktiert hatte. Und dann hatte sie ganz erstaunt den Hausherrn angesehen und den Kopf geschüttelt.

„Herr Hallerkow! Herr Hallerkow! Ick verstehe Sie nicht! Worauf sollen die beiden noch warten? Denken Sie doch an die Zeit zurück, in der Sie um Ihre Frau jreiten!"

„Ei hat uns je jut jetan, dat wir reichlich lange warten mußten!"

Frau von Prahmsringk sagte sich, daß dieser behäbige Hausbesitzer wahrscheinlich nicht gern an die Tage der Sorge und Not erinnert sein mochte.

„Ja—a, ich weiß allerdings nicht Bescheid, aber ich kann mir's vorstellen! Damals waren Sie noch nicht in so ausgezeichneten Vermögensverhältnissen, wie heute. Da werden eben Umstände mitgesprochen haben, die ein Warten gebieterisch forderten!"

„So war et," sagte Frau Christine und rückte nahe an ihren Mann heran.

„Da haben wir's! Es waren eben Hinderungsgründe vorhanden! Ja, ja, das liebe Geld! Jetzt aber haben Sie es. Wahrscheinlich in Hülle und Fülle!"

Paul Hallerkow faltete zufrieden die Hände über seinem umfangreichen Bäuchlein und schmunzelte.

„Jott! Et langt! Na ja! .... Aber ich muß mir doch erst noch janz jenau erkundigen, wie hoch die Schulden sind!"

„Und wenn dem Herrn Baron diese fortgesetzten Erkundigungen zu viel werden? Halten Sie das für unmöglich? Lesen Sie doch, was in der Auskunft steht! Voriges Jahr hätte er reich heiraten können — eine adelige Dame — und er hat's nicht getan, die Gründe wissen wir ja nicht, aber mir scheint, der Herr Baron ist sehr empfindlich!"

Ernst Hallerkow meinte, nun würde es Zeit, sich auch in die Unterhaltung zu mischen.

„Das Gefühl hab' ich auch! Ich kenne ihn doch! .... Gnädige Frau, wir können Ihnen gegenüber doch mit ganz offener Karte spielen, ich weiß, warum mein Vater noch zögert. Eine anständige Mitgift muß meine Schwester bekommen, Mutter ist der Ansicht, eine halbe Million wäre angebracht, da muß aber eine Hypothek auf eines unserer beiden schuldenfreien Häuser aufgenommen werden — und das kostet natürlich einen Entschluß!"

Frau von Prahmsringk schlug vor Staunen die Hände zusammen.

„Wie? Schuldenfrei sind die Prachtgebäude? In dieser herrlichen Lage!"

„Und hunderttausend Taler haben wir ooch noch uff die Bank liegen," fiel Frau Christine stolz ein.

„Mein Gott, mein Gott," sagte Frau von Prahmsringk, „da wissen Sie ja gar nicht, wie furchtbar reich Sie eigentlich sind, Herr Hallerkow!"

Der fühlte sich.

„Dat Jeländde hier wächst ins Jeld."

Jetzt rückte Frau von Prahmsringk näher an ihn heran, legte ihre Hand auf seinen Unterarm.

„Ich kann mich sehr gut in Ihre Lage versetzen, Herr Hallerkow! Eine halbe Million ist doch kein Pappenstiel! .... Wenn ich Sie wäre, wissen Sie, was ich tät? Ich sagte zu dem Herrn Baron: Da haben Sie die halbe Million! Was vor der Ehe gewesen ist, geht mich nichts an, ich will's gar nicht wissen .... Aber nun sind Sie mein Schwiegersohn! Da muß ich unbedingt verlangen, daß Sie auf mich hören. Auf's Fell werde ich Ihnen selbstredend nie knien, wenn ich sehe, Sie halten mein Kind in Ehren — und arbeiten. Das ist der springende Punkt, Herr Hallerkow.... Also ich verlange, daß Sie sich einem bürgerlichen Beruf widmen. Hat man Geld genug zur Verfügung, eröffnen sich auch tausend Möglichkeiten, das in einem reellen Unternehmen arbeiten zu lassen. Ein solches wollen wir gemeinsam suchen. Nach den Flitterwochen .... Sehen Sie, das wäre meiner Ansicht nach das einzige Richtige.... Lehnt aber der Baron die Bedingung ab, dann sagen Sie einfach: Tut mir leid. Dann haben Sie meine Tochter nicht so lieb, wie ich's fordern muß. Und, liebes Fräulein, dann müßten Sie überwinden."

Und nun setzte ein Sturm auf Paul Hallerkow von allen Seiten ein, der dem den Schweiß auf die Stirn trieb. Immer schwächer wurde sein Widerstand, schließlich stöhnte er nur noch:

„Er wird's nich tun."

Da warf Frau von Prahmsringk den Kopf in den Nacken.

„So—o? Meinen Sie? Ja, dann wird eben definitiv Schluß gemacht. .... Ich bin doch unparteiisch. Ich hab Sie wirklich liebgewonnen. Besonders Ihre Fräulein Tochter. Und schließlich haben Sie doch, Herr Hallerkow, mir in der leerstehenden Wohnung, die meine gute Resl mieten wird, Ihr Herz ausgeschüttet. Ich bin nun einmal schrecklich mitfühlend. Aber alles hat seine Grenzen! .... Was meinen Sie, wenn ich versuchte, die Bekanntschaft dieses Baron Ralstow zu machen? Aber erst in Ihrer Gegenwart. Ich hab' da einen Plan. Sie kommen ja morgen abend, sagen wir um acht, zum Essen zu mir, ich lad' ihn auch ein. Schreib' ihm ehrlich, ich wäre mit Ihnen befreundet und Sie hätten mich gebeten, mir ein Urteil über Ihren eventuellen Schwiegersohn zu bilden — da wird er schon kommen. Natürlich teile ich ihm mit, daß Sie auch da sein werden. An drittem Ort ist so ein Zusammentreffen immer besser.... Unverblümt sage ich Ihnen dann, was ich von dem Baron Ralstow halte. Unsereiner kennt sich doch in diesen Sportsleuten aus .... Was meinen Sie zu diesem Vorschlag?"

Der Hausherr kam gar nicht dazu, seine Meinung auszusprechen, er wurde von Frau und Kindern sofort überstimmt.

Da zog Paul Hallerkow die Schultern hoch.

„Dat verpflichtet ja zu nischt. Et wär'n Weg .... Und Sie sind sehr freundlich, gnädige Frau."

„Herrlich. Gott, da hat man's endlich wieder einmal mit vernünftigen Menschen zu tun!"

Und als Frau von Prahmsringk gerade aufbrechen wollte, trat das Dienstmädchen ein.

„Herr Ernst wird an's Telephon jebeten."

Ralstow war's, der ihm vorschlug, um drei Uhr mit ihm zusammen zu essen.

Der schlaue Bengel sagte gar nichts, sondern griff zum Hute, um die gnädige Frau nach Hause zu begleiten.... Und diesesmal lehnte Frau von Prahmsringk nicht ab....

Das war ein vergnügter Nachmittag im Weinrestaurant an der Schellingstraße gewesen! Ralstow hatte den noch ganz aufgeregten Ernst Hallerkow reden lassen und nur ab und zu sich das Lachen verbeißen müssen. Gab das mal ein Theater. Und was diese Prahmsringk für ein gerissenes Frauenzimmer war. Die und der Solemacher sollten aber noch Mund und Nase aufsperren! Gerade zur rechten Zeit war der Kerl dagewesen, der auch „mitverdienen" wollte! .... Nun würde sich alles mit affenartiger Geschwindigkeit abspielen — und dann kam die Zukunft! Da reckte der kleine Baron Ralstow die Brust heraus, so viel gute Vorsätze hatten ja gar nicht darin Platz.

Und als er seinen zukünftigen Schwager in Gnaden entließ, schlug er ihm vertraulich auf die Schulter und hielt ihm noch einen längeren Vortrag.

„Haben Sie heißen Dank! Und grüßen Sie Ihr gutes Schwesterchen herzlichst von mir! Aber im übrigen sagen Sie lieber nicht, daß Sie den Nachmittag mit mir verlebt haben. .. Ihr Herr Vater scheint ein bißchen reichlich mißtrauisch meiner Person gegenüber zu sein. Da entsteht sonst leicht ein ganz unbegründeter Verdacht — und wozu den erst aufkommen lassen, — nicht wahr?.... Morgen sehen wir uns ja wieder! Ich hoffe, ich kann da sehr energisch zur Attacke blasen! Denn was hat ein langes Hinauszerren für einen Sinn? .... Sagen Sie das Ihrem lieben Schwesterchen!"....

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine Rechtsfrage.

Die Art der Behandlung verwundeter Soldaten betreffend.

In Frankreich wurde in den letzten Wochen die Frage eifrig erörtert, ob ein verwundeter Soldat verpflichtet ist, zu jeder Behandlung, Kur und eventuell Operation einfach Ja und Amen zu sagen, auch wenn er in der gleichen Lage als Privatmann sich zu einem solchen Entschluß nicht verstehen könnte. Das Interesse des Staates, so lautet nun die offizielle Antwort auf die Frage, ist es, so viele Verwundete wie nur möglich wieder zu heilen, um sie an die Front zurücksenden zu können. Findet der Militärarzt, daß der Soldat auf jeden Fall für weiteren Militärdienst untauglich ist, so hat der Verwundete selbst das Bestimmungsrecht darüber, wieweit er sich der Operation oder Kur unterwerfen will. Dieser Ausgangspunkt führt dazu, daß in allen Fällen einer etwas ernsthafteren Amputation, die den Verwundeten als Soldaten unbrauchbar macht, er das Recht hat, sich zu widersetzen. In diesen Fällen interessiert die Entscheidung nur ihn, in anderen die ganze Nation.

Von allen Seiten wird jetzt anerkannt, daß die alte Regel, man könne durch kein Gesetz einem Menschen eine Körperbehandlung aufzwingen, nicht mehr gelte, und am allerwenigsten für Soldaten in Kriegszeit. Vor allem gilt dies für eine Präventiv-Maßregel z. B. für Impfungen. Ein Soldat, der an Pocken oder Typhus erkrankt, ist eben für seine Kameraden gefährlich, und deshalb ist jede Impfung ein Präventivmittel im Interesse des Staates. Also der Staat hat im Kriege ein unbedingtes Recht, wenn möglich jeden verwundeten oder kranken Soldaten zu heilen, ob die Behandlungsart auch im höchsten Maße schmerzvoll ist. Die Diskussion war in Fluß gekommen durch den Fall eines Zuaven, der wegen einer in der Champagne erhaltenen Verwundung zunächst ohne Erfolg von Spital zu Spital geschickt, im neurologischen Institut zu Tours sich an dem ihn behandelnden Sanitätsmajor Vincent vergriffen hatte, weil dieser ihn zur Fortsetzung einer überaus schmerzhaften Kur hatte zwingen wollen, und der vom Kriegsgericht von Schuld und Strafe freigesprochen worden war.

Das Kohlenstäubchen

Von Rud. Presber.

Irgendwo an einer Station, von der ich nur noch im Vorüberhuschen die Toiletten verschwinden sah, war er in mein Coupé gestiegen.

Ich hatte mich ein bißchen warm geschlafen; und als ich aufwachte, stand er am offenen Fenster. Stand kerzengerade und korrekt; die Hacken zusammengenommen, den massiven Oberkörper leicht vorgeneigt, und grüßte mit dem schwarzen Filzhut irgend jemand, der vermutlich auf dem Perron stand und mit dem Tuch wehte.

Ich hatte Verständnis für den Gefühlswert der Zeremonie; aber mir zog es auf den Kopf, und meine Stirn war ein wenig feucht geworden bei dem Nickerchen, das ich mir — nach dem Diner im Speisewagen — geleistet hatte. Ich wischte mir die Stirn und dachte: sein Abschiedsweh wird sich beruhigen, und er wird das Fenster hochziehen.

Keines von beiden geschah.

Der Zug raste durch eine Kurve. Ein kurzer Tunnel warf uns den niedergedrückten Rauch der Lokomotive in grauen Schwaden ins Coupé. Ich hustete.

„Sie erlauben . . . .", sagte ich, denn es mußte etwas geschehen. „Sie erlauben — ich bin etwas erkältet."

Er sah mich an, als ob er mich eben erst entdeckte, obschon er doch zweifellos beim Kommen über meine Beine hatte steigen müssen, während ich schlief.

„Ich habe da nichts zu erlauben." Es war eine Art Zurechtweisung, die er mir erteilte.

Ich ärgerte mich, weil er recht hatte. Mein Satz war unglücklich gebaut; er hatte wirklich nicht zu erlauben, daß ich erkältet war.

„Ich wollte sagen: es zieht," sagte ich und setzte meinen Hut auf.

„Wenn Sie das sagen wollen, so befinden Sie sich in einem Irrtum."

„Aber ich empfinde den Zug, mein Herr!"

Ich wurde etwas gereizt. Und immer, wenn ich gereizt bin, spreche ich — das ärgert mich selbst — als ob ich aus dem „Kleinen Plötz" übersetze.

Er übersetzte aus dem „Kleinen Plötz". „Es ist nicht möglich, mein Herr, daß Sie den Zug empfinden, da er nicht existiert. Die Tür zum Gang ist geschlossen, und nur das Fenster ist auf."

„Nur das Fenster!" Ich versuchte boshafte Ironie in meinen Ton zu legen.

„Nur das Fenster!" echote er kühl.

„Wir haben aber März!"

„Den zweiundzwanzigsten. Gestern war Frühlingsanfang."

„Im Kalender!"

„Natürlich nicht im Kochbuch."

Er hatte wieder recht, der impertinente Kerl. Und behielt es, als er hinzufügte:

„Goethes Todestag."

Literarisch gebildet war er auch! Das ärgerte mich erst recht. Diese partielle Bildung bei ausgemachten Flegeln ist direkt widerwärtig, dacht' ich. Und überdies: was hat Goethes Tod vor bald hundert Jahren damit zu tun, daß es heute in diesem D-Zug zieht?

Ich fühlte, daß ich eregt wurde. Meine Mutter zählte dann immer irgend etwas, ehe sie redete. Zählte die Tassen auf dem Tisch oder die Röschen an der Tapete oder die Mücken auf dem Streuselkuchen. Was sollte ich hier zählen? Die vorbeisausenden Telegraphenstangen?

Ich versuchte es; aber wie eine feindliche Fahne wehte im Fensterrahmen immer sein blonder Vollbart dazwischen.

„Wenn Sie das Fenster nicht schließen, mein Herr, werde ich es tun."

Er hatte sich gesetzt, streckte seine Beine aus und sah prüfend an ihnen hinunter, als ob sie ihm länger vorkämen, als gestern. Sein Ton blieb höflich, beiläufig, und er sah gar nicht auf von seinen interessanten Beinen, als er bemerkte:

„Ich glaube nicht, daß Sie das tun werden. Sie haben kein Recht dazu."

„Ich? Kein Recht? Da möcht' ich denn doch . . ."

„Daß Sie möchten, ist möglich. Aber Sie dürfen das Fenster nur auf der Windseite schließen. Hier ist nicht die Windseite. Wir haben Ostwind. Unser Weg" — er befragte interessiert einen kleinen goldenen Kompaß, der neben ein paar Hirschkrauen an seiner Uhrkette baumelte — „Unser Weg geht von Süden nach Norden, mit einer kleinen Neigung nach Nordnordwest . . . ."

Ich hatte auch eine kleine Neigung. Nämlich die, den Kerl aus dem Fenster zu werfen. In der Richtung Nordnordwest oder in einer andern, gleichviel.

Meine gute Erziehung hinderte mich daran. So sagte ich nur:

„Ich habe körperliches Unbehagen von dieser kühlen Zugluft."

„Das bedaure ich" — er sagte wirklich: das bedaure ich; aber es klang, als ob er sagte: hol Sie der Teufel! oder: nehmen Sie Lysol! Und er fügte hinzu, indem er sich rostrote Handschuhe anzog, die nicht mehr ganz neu und in den Nähten etwas geplatzt waren: „Sie sind gewiß in Ihrer Jugend verzärtelt worden. Das ist bedauerlich für Sie — aber andere Menschen dürfen nicht darunter leiden. Ich meinerseits würde körperliches Unbehagen bis zur Uebelkeit empfinden, wenn ich bei diesem prachtvollen Frühlingswetter in einem geschlossenen Kasten —"

„Heute nacht um zwei Uhr hatten wir einen halben Grad Wärme, mein Herr!"

„Wenn Sie allerdings gewohnt sind, des Nachts erst um zwei Uhr nach Hause zu kommen, dann brauchen Sie sich nicht zu wundern, wenn Sie am Tag nach Frühlingsanfang noch frösteln!"

„Es ist nicht meine Gewohnheit, um zwei Uhr nachts nach Hause zu kommen. Aber gestern . . . ."

„O bitte, die Intimitäten Ihres Privatlebens interessieren mich nicht." Er glaubte diese Behauptung noch dadurch unterstützen zu müssen, daß er einen Engelhornband hervorzog und, ohne eine bestimmte Seite zu suchen, mitten darin zu lesen begann.

„Und wenn ich darauf bestehe . . ."

„Pardon, auf was?" Er sah mit einem verlorenen Blick von seinem Buche auf, als mache es ihm große Schwierigkeit, sich unseres letzten Gesprächstoffs zu entsinnen.

„Das Fenster — !" Ich würgte vor Wut.

„Ah — Sie sind immer noch bei dem Fenster!? Ich habe Ihnen schon gesagt: Sie sind im Unrecht. Ich bin Jurist, bitte. Das genügt wohl!" Und als ob er mich vollends vernichten wollte, wiederholte er, seinen Vollbart mit der Linken streichelnd: „Das genügt wohl: ich bin Jurist."

Jurist war er auch noch!

Ich habe ein besonderes Faible für Juristen, da ich seit anderthalb Jahren einen Bauprozeß führe, dessen Schriftsätze bereits umfangreicher sind, als die sämtlichen Romane Walter Scotts zusammengenommen, sich aber nicht so angenehm lesen.

Ich stellte ostentativ den Kragen hoch, zog meine Reisedecke bis zum Kinn und hustete so andauernd, bis ich den Hustenreiz wirklich erzwungen hatte.

Er antwortete mit Gegendemonstrationen; und schien beweisen zu wollen, wie wohl die Frühlingsluft allen gesund und bieder lebenden Leuten tut, die vor zwei Uhr nachts nach Hause kommen. Er öffnete seinen Paletot, atmete tief und wohlig und wechselte schließlich seinen Platz, setzte sich ans Fenster in die Windrichtung, so daß er auf meiner Seite nur durch einen leeren Platz von mir getrennt, neben mir saß.

So ging die angenehme Fahrt eine Weile.

Ich hatte nichts zu lesen, bloß mich zu ärgern. Mir kam vor, der Zug raste wie besessen.

Draußen flogen kleine weiße Dörfchen vorbei, aus denen die roten Kirchturmspitzen den niedrig hängenden Wolken tiefs machten. Die Wälder lagern grau und verschlafen auf den Hügeln. Es roch nach Mist aus den Aeckern. Das geschieht dem Kerl am Fenster recht, dacht' ich!

Jetzt nahm er eine silberbeschlagene Zigarrentasche heraus.

Ich freute mich schon auf den Moment, da er abknipsen, anstecken und rauchen würde. Dann wollte ich, mit einer großen Geste auf das Schild an der Wand deutend, sagen: „Pardon, mein Herr — ich bin zwar kein Jurist — leider! — aber wir fahren Nichtraucher! Bitte, zu bemerken: Nichtraucher!" Wollt' ich sagen. Und ich dachte das „leider" — nach dem „Juristen" — auch das „Nichtraucher" so infam maliziös zu betonen, daß er sich aus dem Fenster stürzen mußte.

Mußte!

Aber — was war das? Er zählte die Zigarren in der Tasche; zählte sie von links nach rechts und wieder von rechts nach links — nahm eine heraus, roch daran und steckte sie wieder ein. Dann verwahrte er das Ledergehäuse liebevoll wieder in der Brusttasche und sah — als ob er meine Gedanken erraten hätte — flüchtig nach mir, dann auf das Schildchen an der Wand, auf dem „Nichtraucher" zu lesen war, und lächelte.

Für eines Atems Dauer — Allmacht, und der Mann wäre eine Leiche gewesen!

Immer noch lächelnd, näherte er den Kopf dem Fenster, ließ den Wind mit seinen Haaren spielen — eine widerliche Farbe, dacht ich, kein Blond und auch kein Brünett — badete ordentlich in Luft . . . . nahm den Kneifer ab, um auch den Augen die Wohltat dieses lenzigen Luftbades zu gönnen und — —

Ja, und — das war seltsam!

Wie von der Tarantel gestochen, fuhr er plötzlich in die Höhe auf seinem Sitz, ließ den Zwicker fallen, griff sich nach dem linken Auge, rieb es, hielt es zu, suchte mit der Rechten das Taschentuch und nahm — mir abgekehrt — die schwierigsten Prozeduren an dem linken Auge vor. Dabei trat er, was ich nicht ungern bemerkte, auf seinen Kneifer, erst mit dem linken, dann mit dem rechten Fuß. Es knackte zweimal.

Ein Kohlenstäubchen! dacht' ich. Ein Kohlenstäubchen ins Auge.

Es war einer meiner frommsten Lebensmomente, als ich das mit Sicherheit konstatierte. Also es gibt so etwas wie ausgleichende Gerechtigkeit, dacht' ich. Alle Schuld rächt sich auf Erden — in der „Braut von Messina" stand das. Oder in der „Ahnfrau"? Gleichviel wo es stand; es war richtig, und das war die Hauptsache!

Der Schaffner kam, um die Billette zu sehen. Ich habe die Beobachtung gemacht, daß der Schaffner stets kommt, wenn irgendeiner der Reisenden ihn gar nicht brauchen kann und zu allen Teufeln wünscht.

„Mir ist da was ins Auge geflogen. . . ." stöhnte mein Fahrtgenosse und reichte dem Beamten, halb blind, wie er war, erst ein Pferdebahnbilleit aus Lüneburg und dann die Quittung eines Schuhbasars in Itzehoe hin.

Beides prüfte der Schaffner sorgfältig und lehnte es dann ab. Bis der Fahrgast, immer mit der rechten Hand das Taschentuch ins tränende Auge pressend, mit der Linken in allen Taschen das Billett gesucht hatte, tröstete ihn der Beamte:

„Ja, ja, das kommt nu oft vor bei uns. Des is nämlich Kohle, ja. Aus der Lokomotive, ja. Kommt nämlich durchs offene Fenster —"

Hier hatte ich die Malice, ihn zu unterbrechen:

„Woher kommt das nämlich?"

„Durch offene Fenster, ja. Vorigen Monat hatten wir 'ne Russin mit nach Basel, die hatte so'n Auge davon —", er umriß mit seinen Händen einen kräftigen Blumenkohl in der Luft — „ja, das hatte sie nu weg. Und denn haben se ihr noch die Juwelen gestohlen, während daß sie sich in die Toilette nämlich den Geschwulst gekühlt hat."

Nach diesen tröstlichen Worten wandte sich der Schaffner und wollte das Abteil verlassen. Aber mein Fahrtgenosse hielt ihn am Uniformschoße fest:

„Könnten Sie vielleicht einmal ein bißchen in meinem Auge nachsehen, lieber Mann . . . ."

Der liebe Mann war bereit, ein bißchen nachzusehen und streckte ein paar kohlschwarze, rissige Gigantenhände nach dem betränten Gesicht des Patienten aus.

„Ich habe mir's anders überlegt danke vielmals" — sagte der Erschreckte und ließ sich resigniert auf den Sitz mir gegenüber fallen. Er fuhr nicht mehr am Fenster in der Windrichtung. Obschon es Frühling war, zweiundzwanzigster März und Goethes Todestag.

„Wie lange fahren wir noch bis Berlin?"

„Anderthalb Stunden. Aber wir halten nicht mehr."

Mit diesen Worten verschwand der Schaffner.

„Wenn wenigstens ein Arzt im Zuge wäre!"

Mein Gegenüber stöhnte das vor sich hin, während er das Taschentuch von dem zugekniffenen Auge nahm und die rollenden Tränen aus dem Bart wischte.

Ich ließ eine feierliche Minute verstreichen, dann sagte ich: „Ich bin Arzt, mein Herr."

„Was sind Sie . . . ? Arzt?" Eine verhaltene, eine unsichere Freude lag in dem Ton.

„Allerdings," sagte ich, „das heißt . . . ."

„Dann könnten Sie vielleicht . . . . ich meine, Sie könnten die große Güte haben . . . . ."

„Ich wollte nur sagen: es ist durchaus nicht gefährlich, was Sie da haben. Bloß recht unbequem und etwas schmerzhaft."

„Sehr — sehr schmerzhaft!"

„Zugegeben. Sehr. Aber als Mediziner kann ich Ihnen sagen: jeder Arzt entfernt Ihnen den kleinen Fremdkörper, der unter dem oberen Augenlied sitzt und die Netzhaut reizt, ohne Schwierigkeiten."

„Ich bin überzeugt. Danke sehr. Aber —"

„In zwei Stunden sind wir in Berlin."

„O Gottogottogott! In zwei Stunden — zweimal sechzig Minuten erst. Was für ein Tag!"

„Der zweiundzwanzigste März. Goethes Todestag —" half ich aus.

„Danke, ich weiß —" sagte er kleinlaut. „Ich meine —"

„Gestern war Frühlingsanfang."

Die Konversation schien ihn wenig zu ergötzen. Er kniff nun auch das andere, das gesunde Auge zu und stotterte nach einer Weile:

„Mein Herr, ich weiß nicht, ob . . . ich denke fast . . . Sie sagten doch, daß Sie selber Arzt sind und — — ich meine, wäre es da nicht möglich . . . ."

„Ich praktiziere nicht mehr."

Ich wunderte mich selber über den kühlen Ton meiner Stimme, über die trockene Sachlichkeit meiner Auskünfte.

„Nur in dringenden Fällen" — referierend und doch nicht ohne gute Betonung sagte ich das —, „in dringenden Fällen, wenn mich liebe Menschen brauchen, mit denen mich wechselseitiges Wohlwollen verbunden hatte.

„Ihr Zwicker ist zerbrochen," sagte ich. „Sie haben ein bißchen drauf getreten."

Und ich hob den Kneifer auf, dessen beide Gläser zerstört waren, und reichte das leere verbogene Metallgestell hinüber.

„Danke — danke sehr. Sie sind sehr gütig." Und er ging, immer die Rechte mit dem Tuch ans weinende Auge gepreßt, zum Fenster. „Sie gestatten, daß ich schließe — ?"

„Bitte, wie es Ihnen kommod ist." Ich empfand das Wort „kommod" selbst als eine Gemeinheit. „Ich habe mich jetzt gewöhnt."

„Es ist recht schmerzhaft . . . ."

„Allerdings. Aber ungefährlich. In zwei Stunden . . . ."

„Zwei Stunden — großer Gott!"

Ich hob ihm den Engelhorn auf, der ebenfalls am Boden lag und legte ihn ins Gepäcknetz: „Sie werden nicht lesen wollen —?"

„Lesen — ich? Jetzt? Nein. Aber wenn Sie vielleicht . . . es ist ein sehr hübsches Buch. Lauter kleine lustige Geschichten . . . . ."

„Danke. Ich finde das Leben zu ernst. Ich liebe kleine lustige Geschichten nicht."

Ich hatte selten so frech gelogen. Aber es war seltsam: so gutmütig ich sonst bin, als ob der Geist der Rache über mich gekommen wäre, so zwiebelte ich nun ihn, wie er mich geärgert hatte.

So fuhren wir eine Weile.

Er wischte immerzu mit dem Tuch nach der Nase. Erfolglos. Plötzlich rückte er etwas vor auf seinem Sitz, kämpfte mit einem Entschluß, richtete dann das gesunde Auge treuherzig auf mich und sagte:

„Verzeihen Sie, mein Herr — ich muß Ihnen ein Geständnis machen."

„Wenn es Sie erleichtert, bitte."

„Hm — ja. Nämlich — in der Sache war ich im Recht — vielleicht . . . . aber — hm — ich bin gar kein Jurist."

„Oh, bitte, das macht nichts. Ich lege auf neue juristische Bekanntschaften gar keinen Wert. Ich kenne davon schon so viele."

„Gewiß, gewiß . . Ich meinte auch nur — — Meine Eltern . . ."

„Oh, bitte, die Intimitäten Ihres Privatlebens interessieren mich nicht."

Ich glaube, ich hatte genau seinen Tonfall von vorhin getroffen.

Er hatte offenbar andere Wirkungen seines Rückzuggefechtes erwartet. Hatte vielleicht erhofft, daß dieses reumütige Geständnis, das eine Entschuldigung einwickelte, ihn doch noch einreihen möchte in die Gruppe der lieben Menschen, mit denen mich wechselseitiges Wohlwollen verbindet.

„Groß-Lichterfelde!" konstatierte ich, „wir werden in zehn Minuten in Berlin sein."

„Gott sei Dank! Ich sehe schon gar nichts mehr."

„Ich werde Ihnen Ihre Handtasche . . . . hier bitte. Und Ihren Engelhorn — bitte."

„Sie sind sehr gütig."

Er sagte das sauersüß und ohne den Enthusiasmus der Ueberzeugung.

In den Laubenkolonien am Bahndamm arbeiteten schon agrarische Fanatiker. Das Häusermeer Berlins tauchte auf.

„Sie hatten vorhin," sagte ich und sah dabei zum Fenster hinaus in den freundlichen Abend — „hatten vorhin die Güte, mir mitzuteilen, daß Sie — im Widerspruch mit Ihrer früheren Mitteilung — kein Jurist sind."

„Allerdings. Ich — —"

„Bitte, das genügt. Sie haben im Zusammenhang mit dieser Mitteilung das Fenster geschlossen . . ."

„Ja, allerdings. Und ich muß . . ."

„Bitte, ich bin orientiert. Ich wollte nun auch meinerseits nicht ohne das Bekenntnis von Ihnen gehen: in diesem Augenblick, als Sie nämlich als Nichtjurist das Fenster schlossen, hätte ich Ihnen gerne das Kohlenstäubchen aus dem Auge entfernt. Aber —"

„Aber" — er versuchte, bitter zu lächeln, was ihm mit einem Auge schlecht gelang — „aber ich gehöre — ich weiß und begreife das — nicht zu den lieben Menschen, die Ihnen durch wechselseitiges Wohlwollen verbunden sind."

„Das hätte mich nicht geniert. Aber — ich bin genau so wenig Arzt, wie Sie Jurist sind."

„Das ist denn doch —"

„Seltsamerweise die Wahrheit. Aber —" ich rief aus dem Fenster in die Bahnhofshalle, in die wir soeben einfuhren — „hierher — zwei Gepäckträger — Zwei, ja . . . . Ich wollte sagen: aber ich weiß, daß gleich rechts vom Bahnhof in der Königgräger Straße ein Arzt wohnt. Das hab' ich zufällig gelesen, als ich neulich — ausnahmsweise — einmal spät in der Nacht, so um zwei Uhr, nach Hause ging. Und dann noch eins — hierher, Gepäckträger! — ich habe auch darin nicht die Wahrheit gesagt: ich bin doch ein Freund von kleinen, lustigen Geschichten. Und vielleicht — bitte, nein, Gepäckträger, der Engelhorn gehört dem Herrn da! — vielleicht schreib' ich das Geschichtchen unserer Fahrt selbst mal. Und nenne es: „Das Kohlenstäubchen". Nenn es nach diesem Atömchen vermoderter Pflanzensubstanz, das nur in ein Auge zu fliegen braucht, um alles in sein Gegenteil zu verwandeln — einen Menschen, ein Weltbild und einen Frühlingstag."